

(Nachdruck verboten.)

10]

## Der Müllerhannes.

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

„Da müßt Ihr eben Geduld haben, liebe Frau,“ sagte Nolde, „und Näsong annehmen — Ehestand — Webestand, das mag wohl ein wahres Wort sein. Sei sie nur recht brav und freundlich zum Mann, da wird er auch schon zu Haus bleiben — ei warum denn nicht?“

Sie hatte stumm den Kopf geschüttelt.

„No sicher, er hat et da ja auch sehr gut. Wann ich bedenken, die schöne Mühl!“ — Herr Noltes sah sich in seiner kalten, kahlen, ärmlichen Stube um, deren einzige Zierde ein kleines hölzernes Crucifix war, hinter dem ein wenig geweihter Palm steckte — fürwahr unenklich!) den hat et ja noch besser, wie ich!“

„Ach, die Angst, die Angst!“ stöhnte die Frau. Sie hörte gar nicht recht auf das, was der geistliche Herr zu ihr sprach, sondern starrte immer vor sich hin mit dem gleich zagen, bangen Gesicht.

Was wollte die nur immer mit ihrer Angst? Angst — ei warum denn, ei wo vor dem? Der Pfarrer fragte sie, aber sie antwortete nicht, schüttelte nur stumm den Kopf und rang die Hände.

Durchs Fensterchen sahen die Berge schwarz und ungeheuerlich in die Stube. Dem Nolde waren sie bisher nie düster erschienen, heut angeflücht der schwer sinkenden Nacht und dieser Frau, die wie gebrochen auf dem Schemel saß, wollte ihn was beklemmen. Da faltete er rasch die rauhen, von Mühsal und Körbelflechten knotigen Hände, faltete sie fest und innig, wie ein gläubiges Kind.

„Liebe Frau — ja, da mußt sie beten, alle Abend, wie heut:

Im Namen meines Herrn Jesu Christi,  
Der für mich am Kreuz gestorben ist,  
Leg ich nieder mich,  
Derjelbe segne mich,  
Derjelbe wolle mich behüten in Gefahren  
Und vor allem Uebel mich bewahren.  
Heiliger Schutzengel mein,  
Laß mich Dir befohlen sein.“

### VII.

Es war ein schlechter Sommer für den Müllerhannes. Oberwärts, an der kleinen Koll, die beiden Mühlen machten ihm viel zu schaffen. Er war nie hämisch gewesen, aber wenn er nun sah, wie die Bäuerlein mit ihren Säden den neuen Mühlen zustrebten, verzog er höhnisch die Mundwinkel: Neue Besen kehren gut! — und dann fluchte er.

Wenn er jetzt nach Manderscheid fuhr, vermied er den Thalweg, obgleich der weitans der kürzeste war. Wozu sich ärgern?! Das Schauffieren that ihm nicht gut; dann sprudelte ihm das Blut wie ein Springquell zu Kopf, und vor den Augen wurde es ihm schwarz. So machte er lieber den großen Umweg durch den Forst hinterm Rosenkopf herum, um im weiten Bogen die Chauffee, die von Eisenschmitt nach Manderscheid führt, zu erreichen. Oder er jagte gar über Stoa und Stein auf Holzabfuhrwegen durch die Schluchten gen Blechhausen, um von dort, von links her an sein Ziel zu kommen. Es war nicht ungefährlich zu fahren. Die Räder stolperten und holperten in tiefausgefahrenen Gleisen, in deren Löcher man Steine geworfen. Knack — krach — da brach schon wieder etwas am Wagen. Aber mochte der auch zum Teufel gehen — nur nicht bei den neuen Mühlen vorbei!

„Gott, hahr, Dieß verdammtes!“ So hatte Hannes früher niemals auf die Pferde eingehauen. Sie strengten sich über die Mahen an; bald ging's bergab auf glitschigem Wiesenrain, bald bergan, steil, auf Geröll. Die glatten Schieferstüdden prasselten unter den Hufen, die Gänle strauchelten, das Chaischen rollte rückwärts. Schimpfend sprang der Herr ab und riß die zitternden Braunen am Zaumzeug. Er mußte sich dann doch entschließen, die eignen Beine anzustrengen und dazu noch die Pferde hinter sich drein zu zerren. Ein paar mal schon

war ihm der Handgaul gestürzt und hatte sich böß geschunden. Aber lieber die Pferde hin, als sich vom Merger über die Mühlen den Sumor verderben lassen!

Sier im Gewirr der Schluchten, gleich weit von Maarfelden, wie von Blechhausen entfernt, lag ein Haus. Eine Hütte nur; von weitem gesehen, nur ein Vogelneß, das an naactem Gang klebt, grau, schmutzig, unscheinbar. Gehörte es zu Maarfelden, gehörte es zu Blechhausen? Keine Gemeinde machte sich was draus. Das Haus war verlassen. Wer es sich einmal erbaut, wußte man nicht; es war schon alt. Vielleicht dah einstmal's Pestfrante darin gehaust, Sieche, zu jener grauen Zeit, da die böje Krankheit noch umging, Krieg das Eifelland verfürte, und Mütter ihre Kinder schreuten mit dem Verschen:

„Bel', Kindehen, bel',  
Morgen kömmt der Schwed',  
Morgen kömmt der Dachsenstirn',  
Der wird die Kinder beten liehrn.“

Wer es nicht nötig hatte, wollte wahrhaftig da nicht drin wohnen. So lag auch das Ackerchen beim Haus verodet; niemand bebaut es.

Wenn Hannes hier unweit vorbeikam, und das graue Haus auf dem grauen Gang sich zeigte, peitschte er jedesmal auf die erschrockenen Pferde; ihm grauste vor dem trübseligen Ausblick. Das Strohdach war verfault; die Läden lagen wohl vor dem winzigen Fensterchen, aber windschief, halbgelöst, hingen sie nur noch in den Angeln. Der Acker war vergrast, der Stall halb eingestürzt, die Bank vor der Thür zusammengebrochen, als hätte sich das Unglück zu schwer darauf gesetzt. Und ein Zugwind war immer, als ob alle Winde sich zwischen den Bergen verfangen und hier am grauen Haus aufeinander stießen und um die verlassenen Mauern heulten.

Huh, Gott bewahr! Hannes war stets froh, wenn er die abscheuliche Hütte im Rücken hatte, und fing dann hell an zu pfeifen. Lag der Aufstieg nach Blechhausen auch noch steil und beschwerlich vor ihm, man kam doch wieder unter Menschen, heidi, in die Welt, in der beladene Erntewagen über die staubige Chauffee schwaankten, Mäherinnen in weißen Kopftüchern, die Sichel in der Hand, auf die Felder schritten, und Wirtschaftler gastlich ihre Pforten aufthaten.

Müllerhannes hatte in Manderscheid ein gut Teil Bekannte, die gern mit ihm zechten. Warum er gerade dahin ging? Er hätte ja auch andern Orts einkehren können, Wirtschaftler giebt's überall, aber zu Manderscheid wohnte der Laufeld. Kam er nun dort ins Wirtschaftshaus, so steckte er die Hand in die Hosentasche und kimperte mit Geld — mochten sie das dem Laufeld erzählen! Das hoffte er. Hatte der nicht überall verbreitet, mit ihm gehe es rückwärts, er sei zu großspurig, betreibe sein Geschäft nicht mit Verstand und Eifer. So, was ging's den an, — wie er sein Geschäft betrieb?! Verstand — Eifer — Eifer — nun, er war doch kein Hausierer, der sich überall anbieten ging: „mit Verlaub, laßt doch bei mir mahsen!“ Er war auch kein Blutjauger, der den Leuten, die zu zahlen zögerten, die letzten Groschen auspreßte. Es gab ihrer genug hieherum, die ihm etwas schuldig waren, aber er hatte nicht aufgeschrieben wie viel, auch nicht, von wem er zu fordern hatte — no, sie würden ja schon alle mal von selber kommen und zahlen, wie der Bäcker Driesch!

„Wer seinen Schuldigern vergiebt, dem werden auch die eignen Schulden vergeben.“ das war recht kommod. Hannes machte sich gar nichts draus, noch einmal bei der Sparbank in Wittlich ein Sämdchen aufzunehmen; wenn er nur die Zinsen zahlte, merkte er ja gar nichts von dieser Schuld. Wertwürdig, was man immer viel auszugeben hatte. Da hatte er sich leytlin einen staatschen Tuchanzug in Trier machen lassen, ein schwarzes Seidenkleid gekauft für die Tina und gestickte Höschen fürs Fränz, lang bis auf die Fußknöchel. Und der Anschaffungen waren noch mehr. Schadet nichts, die Geld haben, müßens auch unter die Leute bringen. Das ist nicht mehr als Pflicht. Der Alte im Dorf sah zwar scheel dazu. Komisch, wie die Leut' mit den Jahren anders werden; früher war der immer so nobel!

Der alte Matthes dachte nicht daran, seinem Sohn Vorwürfe zu machen, dazu hatte er ihn immer viel zu sehr bewundert, seinen Hannes, seinen Jung; und jetzt vollends, da

\*) Wirklich.

er selbst alt und müde wurde und in die Erde hineinwuchs, während der andre sich immer mehr herauswuchs, breitete und wölbte und prokte in Vollhaftigkeit, hätte er sich kein Wort getraut. Aber er war jetzt oft grämlich, und ließ der Schwieger-tochter mehr Gerechtigkeit widerfahren, als früher.

Das kind, die Fränz, war der Großeltern Sonnenschein. Stundenlang konnte der Alte es fertig kriegen, mit der Fränz in seinem Gärtchen vor der großen Glaskugel zu stehen, in der sich der Kranz der kahlen Berge um's Maar so seltsam in wetterdrohender, banger Beleuchtung spiegeln. Dann kommandierte die Fränz, und der Großvater schnitt Frähen, daß sich sein Gesicht, in die Breite verzerrt, spiegelte, und die Enkelin sich zu Tod lachen wollte. Ja, die war ganz wie der Hannes, als der noch klein war; der hatte auch so hell gelacht, wenn ihm der Wille geschah!

Jetzt freilich hatte sein Lachen ein andern Klang bekommen. Frau Tina schreute jedesmal zusammen, wenn ihr Mann seine Rache ausschlug; es that ihr noch weh im Ohr: „Haha — hohoho!“ — ein Riesenlärm, und dazu das Schlagen auf den Tisch und das blutunterlaufene Weiß der Augen und das blaurote Aufquellen des strotzenden Gesichts. Da war's ihr noch lieber, er schänkte im Werg über, oder am liebsten, er war gar nicht daheim. Früher hatte sie auf ihn gewartet, in Sehnsucht manche Nacht, jetzt fuhr sie zusammen, wenn sie seinen Schritt hörte. Und doch hatte sie ihn lieb. Es erdrückte sie nur, wie der Rosenkopf all die niedren Hügel des Thals. Sie ging nicht mehr zu dem geistlichen Herrn und klagte; fast schämte sie sich, daß sie das einmal gethan — was sollte der Noldes nur von Hannes denken? Der sagte nie einem Menschen was nach, lieber grob ins Gesicht — aber sie, sie war hin gelaufen, ihn zu beseligen! Der mitleidige Blick des Noldes war ihr jetzt fatal. Nein, ihr Hannes war doch ein Schöner und Starke, mit dem sie einstmal's brennende Liebe gepflanzt beim Rauschen und Brausen, beim Schlagen und Pochen des lustigen Mühlenrads.

Jetzt stand das Herz der Mühle oft still, und wenn es pochte, pochte es träg, als habe es selber keine rechte Lust mehr an seinem Gang. Schon wieder düsterten frühe Herbstschatten über dem Mühlenbach und schauten schlänglig in die Fenster.

Die Seele der einsamen Frau quälte sich. Auch um die Fränz bangte ihr. Die war als einziges Kind gar herrlich. Und üppig schoß sie auf, wie ein geiler Trieb, mit zehn Jahren schon wie eine, die einen langen Rock trägt. Sie hätte zu den lieben Nönnchen gemußt bei Zeiten, daß sie beschnitten ward mit der Gartenschere, fein säuberlich, wie ein junger Rosenstod. So war sie ein Wildling. Ihr selber, das fühlte die Mutter, fehlte die Kraft für dies Kind. Aber der Hannes, dem sie's einmal zu vertraulicher Stunde klagte, lachte sie aus: Das fehlte noch, für ein Mäd'el so viel Geld auszugeben! Und die Großeltern wurden ganz aufgebracht: Das Fränz weg? Die Schwiegermutter meinte ganz Pitt:

„Unten an der Wofel mag et ewel neumodisch sein, die Mäd'chen in Penzjohu zu thun, ich zweifeln net, aber hei oben, guter Leut Kinder, die bleiben derheem!“

Von der Mutter hatte die Fränz nur die schwarz-braunen Augen, aber sie blühten nicht sanft wie bei jener, sie glänzten und funkelten. Der Vater schaute ganz gern hinein, zuweilen, wenn ihm gerade einer gesagt: „Ich gradelieren, Euer Fränz wird ein Staatsmensch!“

Dann schoß ihm wohl plötzlich eine Erinnerung durch den Sinn an ein paar andre schwarz-braune Augen, die ihn glühend in Liebe und glühend in Haß angeblickt. — Dat schwarz Ruder! — Ja, wo mochte die hin sein?! Keulich war der Herr Reisende, der Simeon Levy, der die Müllergaze und andre Mühlenartikel verkaufte, hier gewesen und der hatte von ihr erzählt. Ganz zufällig. Aber ob's wahr sein mochte? Der war noch immer der alte Spatzvogel. Einst hatte der Levy, als der Hannes noch mit der Seph auf den Kirmessen herumzog, die auch sehr pouffiert. Nun sagte er: Er habe sie in Eyternach zu Pfingsten springen gesehen — herrje, so frömm! — und hernach am Nachmittag auf dem Karuffel — herrje, so toll! Er habe sie nicht gleich erkannt, — höllisch eingepackt hatte die — aber sie ihn wohl. An dies und jenes ihn erinnert und nach allem und allen in der Heimat gefragt. Neun Jahre hätte sie ihrer Tant', der Pfarrköchin zu St. Mattheis, im Haushalt beigestanden, nun sei die tot und habe ihr was hinterlassen, nun wolle sie in ein Kloster gehen.

Die und in ein Kloster? Haha, hoho! Auch der Levy hatte ihr's nicht glauben wollen — die Waden wie Feuer, die Augen wie Feuer, 's Haar verstruwelt, und dann ins-Kloster?!

(Fortsetzung folgt.)

## Glatteis im Hochgebirge.

Im Gegensatz zu den schnee-feindlichen Städtlern wünscht sich der Gebirgler schon im November winterliches Gestod zum „Berg-fahren“, d. h. Holz holen auf Schlittenfüßen usw. Es soll aber ein „ordentlicher“ Schnee sein, körnig und hoch genug, um die vielerlei Arten von Wegen im Gebirge fahrbar zu machen und ein möglichst tiefes Eindringen in die Hochwälder zu ermöglichen. Nun hat aber der Wettergott Rannen gleich einer Theaterprinzessin, es kommt oft ganz anders und gegen die Wünsche der Gebirgler. Eine gefährliche Variation ist herbftlich mildes Wetter mit Aufstauen tagsüber, dem über Nacht starker Frost folgt, oder gar Regen, der durch bestehende Nachtfälte Glatteis erzeugt. Hält bei trübem Himmel die Vereisung der Straßen, Wege und Steige an, so ist Gefahr für Mensch und Vieh gegeben in einem Maße, wie es sich der Städter kaum denken kann.

Mit Steigeisen und Kufen um die Schuhe gewickelt, kann zur Not ein bereiteter Weg gangbar gemacht werden; die Absturzgefahr wächst jedoch für den, der einsame Höhen, Felssteige bei Glatteis begehen muß. Ja selbst Pfade im Mittelgebirge, auf Steilhängen, bergen Gefahr in sich, so harmlos solche Steige auch sonst sind.

Glatteis zäßt mit zu den Gefahren des Hochgebirges, so da sind: Hochwasser, Muhrbruch, Lawinengang, Steinschlag, Windbruch und Schneedruck.

Plözlicher Eintritt von Glatteis kann Einöbderwohner noch schärfer von der Welt absperren denn gewaltiger Schneefall, nur währt diese Aussperrung weniger lang als eine Einschnügelung, es folgt meist Jöhn, der Barmwind, der „aufsteht“ (aufstaut). Wenn es aber auf Glatteis andauernd schneit, dann ist jene Gefahr da, die der Gebirgler unter dem Namen „Wind- oder Staublawine“ fürchtet. Der Schnee liegt dann lose und trocken auf festgefrorenem Boden; auf abschüssigen Hängen genügt die leiseste Ersticktörung, die lose sitzende Schneemasse verliert den Halt und stürzt unter fürchterlichem Getöse thalwärts. Sturmartiger Wind steigert die Geschwindigkeit in entseflicher Weise, die Wind- oder Staublahn hat schon ganze Ortschaften vernichtet, die stärksten Wälder in wenigen Sekunden wegtrassiert. Dieser Lawinenart folgt fast immer namenloses Unglück, gegen das es kein Vorbeugen giebt. Im bayerischen Hochland ist diese Lawinenart wenig oder gar nicht gefannt, ihr gefährliches Wirken wird auf throlischem Boden fühlbar. Dagegen kennt man in den Grenzbezirken die Gefahren des Glatteises zur Genüge. Der Aeppler wird, so er zu Hause weilt, die Hilfsmittel gegen Glatteis bei dringenden Gängen anzuwenden wissen. Nüzlicher wird es für manchen Gebirgler, der frühmorgens die heimatische Stätte verläßt, den weiten Weg zur Amtstadt pilgerle, dort vor Amt oder Gericht erscheinen, und spät abends unter veränderten Wetter- und Wegverhältnissen den Marsch nach Hause antreten muß.

Ein Bursch von etwa 24 Jahren, Franz B., war zu Amt citiert worden und erschiene. Der Verhandlung folgte die reichlich mit dünnem Landbier begoffene Abzug, Geschäfte und Einkäufe manderlei Art, geschwächt wird bei solchen Gelegenheiten nicht zu wenig und auf die entscheidende Zeit und das Tageslicht nicht geachtet. Erst das Anzünden der Wirtsbaulampen mahnt zum Aufbruch. Geschwind noch eine „Stehhalbe“, die auf einen Schluß geleert wird, dann tritt der Bursch in die Finsternis hinaus und stammelt: „Ohal Trisch ist's worden!“

Will der Bursch vor Mitternacht die heimatische Schwelle erreichen, heißt es tüchtig marschieren. Hierzu ist Frost eher erwünscht denn unangenehm; die Finsternis gemiert den Gebirgler mit Luraugen nicht, dagegen macht sich der „Harit“, die Vereisung der Straßebemerker, der Tritt wird unsicher, besonders dort, wo die Wagengeleise vereist sind.

Einige Stunden auf der budeligen Straße geht es durch Wald, dann beginnt die Steigung, die verharstete Straße zieht aufwärts, der Paghöhe zu, der Tau weicht zurück und schmiegelt sich den Felswänden an. Ein Wasserfall rauscht zur Rechten der steilen Straße, die auf einen Kilometer durch Dolgelländer gesichert ist. Wie oft hat Franz in finsterner Nacht diese Straße schon begangen, ohne an ein Verunglücken auch nur zu denken. Passiert ist ihm nichts, selbst in Fällen nicht, da der Kopf sehr schwer gewesen und die Füße unsicher. Heute allerdings will es nicht recht vor- und aufwärts gehen, daran ist das verfluchte Glatteis schuld. Ein Schritt vorwärts und zwei zurück, ein ständiges Rutschen gemahnt daran, daß die Mitnahme von Fußreisen doch recht praktisch gewesen wäre. Wer nimmt aber die schweren Eisen zu Amt mit! Und frühmorgens, bei lauer Witterung, hätte wohl keiner daran gedacht, daß es zum Abend Glatteis geben werde; der Franz wenigstens hat nicht an diese Wahrscheinlichkeit gedacht. „Höllsatal!“ flucht Franz, als er, ohne es gewollt zu haben, auf der Straße sitzt. So ein Malefizis!

Es macht Mühe, auf die Beine zu kommen, doch es gelingt. Scharf pfeift der Hochwind um die Ohren, kündend, daß die Paghöhe nahezu erklimmen ist. Trotz der Finsternis — es will heute kein Sternlein leuchten — erkennt Franz, daß er in Büchsenhöhe der Stelle ist, wo die Straße dem Höhenzug ausweichend nach links abzweigt, rechts in den Wald hinein aber der gut zwei Weststunden lüzende Gangsteig führt. Kein Gebirgler ohne Führer läuft die Straße, jeder stapft den lüzenden Pfad. Auch Franz biegt von der trotz der Vereisung immer noch sicheren Straße ab. Doch schon die geringe Steigung bis zum Waldessaum, berückt erhebliche Schwierigkeiten, der Pfad ist glattgefroren, Franz stürzt, neckert die Böschung hinan und rüschet wieder zurück. „Höllensel, so a Schand-

weg!“ Mit einer vom Wiefenzam gerissenen Latte geht es sich einigermaßen besser, besonders im Walde. Franz denkt noch immer an seine Gefahr, wohl aber daran, wie gut jetzt ein Schlud Bier schmecken würde. Doch für diese Nacht ist nichts mehr zu wollen; in spätestens einer Stunde wird Franz daheim, die Leute werden längst im Bette und das Wirtshaus geschlossen sein.

„Thal!“ Der Ruf kam zu spät, Franz sieht bereits auf der Eiskruste, die wie ein Panzer über die Waldblöße gezogen ist. Der Finsternis wegen ist es nicht ratsam, den total vereisten Steig zu verlassen, eine Verirrung zu leicht möglich, und dann beginnt ja in allenächter Nähe das Gefälle. Bei Tageslicht würde Franz nicht um das ganze Königreich auf den Knien aufwärts rutschen, wie er es jetzt, der Not gehorchend, thut und dabei lästerlich über das Glatteis flucht und mit den Händen tastend sich überzeugt, daß er auch wirklich auf dem Gangsteig sich befindet.

Endlich wird der Kulminationspunkt erreicht, schwarz steigt das Gemäuer einer Waldkapelle auf. Von hier fällt der Pfad in jäher Steigung und mehrfachen Windungen zu Thal, hart an Sturzabenden vorüberziehend.

Franz überkommt eine Ahnung von der drohenden Gefahr, als er sich an der Wegscheide aufrichten will und sofort ins Rutschen kommt. Auf den Füßen geht es nicht, also setzt er sich breit nieder, benützt die Hände als Fortbewegungsmittel und vertraut der Widerstandsfähigkeit seiner „Ledernen“, deren Reibfläche bremsend wirken muß. Sie bremsen aber zu stark, die „Lederne“; Franz kommt nicht schnell genug vorwärts, zieht die Füße ein und waagt, auf den Beinen hockend, ein „Abfahren“, die Hände griffbereit geöffnet, um durch Anklammerung an Baumstämmchen der Fahrt ein Ende zu setzen.

Sausend geht es über die erste vereiste Steilfläche hinab, knirschend und pfeifend gleiten die genagelten Schuhe über das Eis, Franz fährt wie ein zusammengebundener Gnom in die Tiefe.

Der Griff nach dem Fichtenbäumchen am Begrande mißlingt, der Bursch gleitet tausend vorbei, über den Begrand hinaus, in den schwarzen Abgrund. Ein gellender Schrei des Entsetzens.

Es dämmert, bitter kalt bricht der Morgen an, Nebel verhüllt das eisunterstete Gelände. Glühenden Reifschnee trägt der Wald.

Ein hungriger Fuchs, der rote Räuber, hat den schützenden Bau verlassen und zieht heutigetierig durch die dünne Fichtenstodung, die Standarte mit der Plume gesenkt nachschleifend, windend, scharf äugend. Reinele kommt auf behaarten Sohlen leicht über die glatte Eisdecke hinweg und schnürt aufwärts. Plötzlich sichert und windet der Fuchs, der stehende Blick ist dem nahen Latschengestrüpp zugewendet, die Standarte schnellst nahezu senkrecht auf, senkt sich wieder zu wagrecht Lage, und nun trabt Reinele in vorsichtiger Kurve herum, schleicht höher, um von oben herab den fremden Körper im Bergföhrengestrüpp lange zu bedäuen. Dann rückt der Räuber näher, immer sicheres und windend, bis er vor dem bewegungslosen Körper steht. Blutruch macht den hungrigen Fuchs zittern vor Gier, dennoch waagt Reinele es noch nicht, den seltenen, überraschenden Fund anzuschneiden. Eine leicht gefrorene Blutlache umgibt das Haupt des Abgestürzten, sie lockt unwiderstehlich. Hier beginnt der Fuchs mit den Krallen zu scharren, gierig fährt der Leder darüber. Gieriger wird der Räuber, er will noch mehr zur Befriedigung des Hungers haben, verlodend genug hängt bewegungslos eine Hand vor seinem Rachen. Plötzlich waagt der Fuchs den kräftigen Biß. Ein Juden der Hand jagt den erschrocken Räuber hinweg. Das Leben lehrt wieder, der heftige Schmerz löst die Ohnmacht. Franz vermag sich nicht weiter zu rühren, doch ist er sich darüber klar, was mit ihm geschieht. Der Versuch, den Kopf zu erheben, mißlingt und verursacht Schmerzen. Warm träufelt es vom Haupte, Blut aus einer frischgerissenen Wunde. Eine Hand brennt wie Feuer und blutet. In den Augen flimmert es, und schwarze Ringe tanzen einen wilden Reigen. Fühllos sind Beine und Füße, starr vor Kälte, vielleicht gar gebrochen.

Franz vermag sich nur mühsam zu orientieren; er ist über den vereisten Grenzstein hinausgekommen und eine Wand herunter in das Latschengestrüpp gestürzt. Hither wird niemand kommen, hier hat kein Mensch etwas zu suchen, nichts zu holen.

Verloren das Leben, so nahe der Heimat!

Durch die Nebelschwaden glöht trüb die Sonne. Die wirren Ballen steigen und umziehen die Felsköpfe, das Gelände steckt in einem weißen, kalten Chaos.

Kein Lebewesen ringsum als oben der leckernde Fuchs, der auf den Tod des Opfers lauert und eifrig windet.

Mit heiferer, schier erlöschender Stimme ruft Franz durch den dichten Nebel um Hilfe. Wer aber soll in diese Wildnis, weit ab vom Gangsteig kommen, und zur Zeit ist der Gangsteig unpassierbar wegen Glatteis!

Stunde um Stunde verrinnt . . .

War das nicht ein Amschen, wie wenn scharfes Eisen sich in den Haart bohrt? Wieder ruft Franz, diesmal mit dem letzten Aufgebot der schwindenden Lebenskraft, um Hilfe, und lauscht dann in das Nebelschaos hinein.

„Wer da?“ Klingt es von oben herab

„Im Abgrund! Abgestürzt!“ ruft Franz, denn die Kräfte wachsen durch die Hoffnung auf Rettung.

Die Antwort blieb aus. Oder hat sie der nun kräftig einsehende Bergwind verschlungen.

Eine Stunde vergeht langsam, für den Abgestürzten einer Ewigkeit gleich. Der Wind wächst und treibt die Nebelschwaden höher, die Thalung wird sichtbar und das Sträbklein tief unten, das zum Heimatdort führt, und auf dem schweres Fuhrwerk langsam

zieht. Doch von einem hilfebringenden Menschen ist nichts zu sehen; Franz kann sich freilich nicht erheben, er muß liegen bleiben, wie er eben liegt. Von unten aber steigt mit eisenschweren Füßen im Pitzack ein Grenzaufseher den Steilhang herauf, scharf aufblickend, sorgsam das Gelände absuchend und vorsichtig steigend, denn ein Ausgleiten würde hier einen bösen Sturz zur Folge haben. Ein gefährlicher, außerordentlicher Anstieg, beihätigt durch ein Gefühl der Nächstenliebe, strafbar freilich, weil der Grenzaufseher durch diese Exzursion sicher die festgesetzte Treffung mit dem Kollegen oben im Hochgebirge an der Landesgrenze veräumen wird. Doch es gilt ein Menschenleben zu retten, sei's drum, den Kopf wird die veräumte Treffung nicht kosten, und vielleicht hat der vorgesehete Oberkontrolleur ein Herz und Einssehen.

Immer höher steigt der Grenzer in selbstgewählten Serpentin, bis er in einem Latschengestrüpp des Abgestürzten ansichtig wird. Langsam, doch sicher steuert der Wadmann dem Verastien zu, und unwillkürlich richtet er das Auge zur Brallwand empor, die Tiefe des Sturzes bemessend.

„Gast was' brochen?“

Franz ächt, daß er das nicht wisse, und bittet, es möge ihn der „Grüne“ hinuntertragen.

„Gast Du ein Glück! Fallt der Mensch von der Höh' runter, und ich muß grad' daherkommen und den Hilfruf hören! Freundel: wenn ich mit Geld wegen der veräumten Treffung a'straft werd', die Geldstraf' muß sein Du zahlst! So, jetzt nimm ich Dich auf'n Buckel und trag' Dich runter!“

Es kostete schwere Mühe, den Burschen auf den Grenzerücken zu bringen, und kraftlos hing Franz daran, unfähig, mit den Armen den Hals des Retters zu umklammern, daher der Aufseher den Bergstod wegwart und mit beiden Händen die Arme Franzens festhielt.

Vorsichtig die Eisen gebrauchend und immer Pitzack gehend, stieg der mädere Grenzer den Steilhang hinunter, mit der Menschenlast auf dem Rücken. Wie da die Eisen durch das Doppelgewicht im Haart knirschten!

Der schwere, gefährliche Abstieg gelang. Am nächstgelegenen Anwesen, eine Mühle, lieferte der Grenzer den geretteten Burschen ab mit der Bitte, Franz auf einem Wagen heimzuführen. Der nächste Blick aber galt der Uhr, dem Dienst. „Vielleicht geht's doch noch mit der Treffung! Es ist ja Glatteis, da kann der Kamerad von drüben auch nicht so flink hinauf!“ sprach der Grenzer, packte seinen Bergstod und eilte bergan, pfadlos hinauf, dem Diensttrahon zu. — Arthur A. Leitner.

## Kleines feuilleton.

k. Von den Diamantfeldern Südafrikas handelt ein kürzlich in London erschienenes Buch des Generaldirektors der De Beers-Minen, Gardner J. Williams. Von besonderem Interesse sind die Kapitel, die von der Auffindung der Diamanten und der ersten Zeit der Arbeit auf den Diamantfeldern erzählen. Bekannt ist, daß die Entdeckung von Diamanten im Jahre 1867 zufällig von den Kindern des Voortrekkers Jacobs gemacht wurde. Sehr anschaulich schildert der Verfasser das Drängen nach den unentdeckten Diamantfeldern zu Anfang der sechziger Jahre: „Groß waren die Mühsale der Diamantensucher in dieser eisenbahnlosen Zeit; aber dafür gab es Entschädigungen in der grandiosen Natur. Sogar beim Kreuzen der Karoo's gab es merkwürdige erhabene Anblicke, um einen Reisenden anzusehen, der zum erstenmal diese Ideen über Südafrika gebreiteten Wästen erblickte. Tag für Tag, wenn die Diamantensucher von Kapstadt mit ihren knarrenden Wagen dahingezogen, breitete sich vor ihnen dieselbe purpurbraune Fläche aus mit den verflümmerten blühenden Sträuchern, die der Wüste ihren Namen gegeben haben, mit Flecken heißen roten Sandes oder rissigen Lehms. Die Schotten erinnerte dieser Strauch an die Heide ihres Hochlandes, und an Heimweh erkrankte Engländer streiften weit durch den Stachelsüßler und pflückten die gelben Blüten der Pflanze, die sie an den Sümpfen ihrer heimischen Insel erinnerte. Diese kann einen Fuß hohen Wäse und der bide, verflümmerte Straffenbaum waren fast die einzigen Pflanzen der Wüste.“ Im ersten Fieber des Suchens wurde nicht viel Kunst im Vertriebe entwickelt. „Der Plan des Bergwertbetriebes mit der Reservierung der Straffenbäume, die von den Inspektoren des Freistaates bestimmt wurden, erwies sich nur als Notbehelf. Die Besitzer der Grenzclaims untergruben die Dämme, so daß sie bald für die Wagen sehr gefährlich wurden. Es war sicherlich bequem, daß man zu jedem Teil der Oberfläche der Mine Zutritt hatte; aber es war ein jämmerliches Schauspiel, als die Fahrdämme trachten und abbröckelten, die Spalten mit Pflanzen ausgefüllt wurden und Maultierwagen und Menschen stolperten und in Abgründe glitten. Trotz aller dieser Unfälle wurden die Wege so erhalten, bis nichts ihren Verfall mehr aufhalten konnte. Bereits vor dem Ende des Jahres 1872 waren alle in dem großen Abgrund verschwunden.“ Es war unvermeidlich, daß das offene System des Grabens in den Kratern erlöschender Bullane, — denn das sind die Kimberley- und De Beers-Minen, — zu einem Ende kommen und durch unterirdischen Betrieb ersetzt werden mußte. Die offene Grube war am Schluß des Jahres 1882 über 400 Fuß gesunken, und die Untoten wurden durch das Vertiefen der Mine vermehrt. Als sie dann regelrecht organisiert wurden, entstand die Gefahr, den Markt mit Diamanten zu überschwemmen und dadurch ihren Wert zu verringern; deshalb wurde die Ausbeute beschränkt.

Im Jahre 1889 erlangte Rhodés durch Zahlung von 166 773 000 M. eine Verschmelzung der De Beers- und Kimberley-Minen und eine Kontrolle über die letztere. —

**Bananenverarbeitung.** Ueber Beschaffenheit, Vorkommen und Verarbeitung einer der wichtigsten tropischen Nahrungsmittel, der Banane, macht E. Deuser in der „Zeitschrift für öffentliche Chemie“ ausführliche Mitteilungen. Von den beiden Hauptklassen, den gewöhnlichen oder Obstbananen und den Brotbananen oder Gemüßbananen, deutsch Planten, in Ostindien Pisangs genannt, sind die ersteren ertragreicher und auch besser zur Konservierung geeignet. Die reife Banane verdirbt sehr leicht, es werden daher die Fruchtbüschel, so lange die Früchte noch unreif, grün sind, geschnitten und sofern sie nicht sofort zum Versand kommen, in eignen Räumen zum Reifen aufgehängt. Die Frucht wird beim Reifen gelb, außerdem findet hierbei ein vollkommener Uebergang der in unreifen Früchten allein vorhandenen Stärke in Zucker statt. Die reifen Früchte werden, soweit sie nicht zu direktem Genuß dienen, geschält und durch Trocknen in geheizten Kanälen bei 45 bis 50 Grad haltbar gemacht. Alle im grünen Zustande verlegten oder geringwertige, unreife Früchte werden zu Mehl verarbeitet, indem man sie nach dem Schälen in einem geheizten Valuumapparat trocknet, wobei sie in beständiger Bewegung gehalten und durch Messer zerfeinert werden, so daß sie den Apparat fast schon als Mehl verlassen. Das Bananemehl ist gelblich; seine Backfähigkeit ist gering, doch eignet es sich vorzüglich zur Biskuitbäckerei. Die Schalen der reifen und unreifen Früchte werden als Viehfutter benutzt. Nur die reifen Bananen werden roh gegessen, die grünen dagegen sowie die Planten in reifem oder unreifem Zustande in Asche geröstet oder gekocht, die Planten auch in Scheiben geschnitten in Fett oder Öl gebraten. Für den europäischen Markt kommen nur die Obstbananen in Betracht; sie sollen hier so ankommen, daß ihre Reife längstens innerhalb acht Tagen eingetreten ist. Das Bananemehl hat hohen Nährwert, in einem Muster aus Jamaica wurden neben 15 Proz. Wasser 65,6 Proz. Kohlehydrate und zwar größtenteils Zucker und beinahe 7 Proz. Eiweiß bestimmt. — („Technische Rundschau.“)

**Theater.**

**Buntes Theater. „Nimenesiege.“** Scene von George Courteline. „System Aubert.“ Komödie von Roland und Morgand. — Das Abstreifen der „Dunstheit“, nur der Name erinnert noch an die verschwundenen Zeiten, hat das kleine Theater in der Königsstraße nicht amüsanter gemacht. Eher das Gegenteil. Die verhehlten Nummern von früher pflegten wenigstens den Vorzug der Stärke zu haben, jetzt giebt es solche von drei Akten! Fräulein Irene Aubert ist von der Mutter so gut erzogen, daß sie ihren Bräutigam, einen Herrn von achtundvierzig Jahren, bei jedem, nicht ausgesprochenen geschlechtslosen Worte erröthend zur Ordnung ruft. Nicht einmal „meine Tante“ darf der Beneidenswerthe sagen. Das ist das System Aubert von der Vorderfront gesehen. Natürlich thut das Dämchen nur so. Kaum ist der Bräutigam im Nebenzimmer verschwunden, marschirt der obligate Liebhaber auf. Stürmisch und unschuldig, versteht seine Seele nicht, warum Irene statt mit ihm sich mit dem Alten verlobt hat, worauf das Fräulein die Vermögensvorteile ihres legal Erwählten überzeugend auseinandersetzt. Dem jungen ist in dem künftigen Jbhl des Ehestandes die Rolle eines Hausfreundes zugebacht; nur müsse er, erklärt Irene, damit der Gatte nicht Mißtrauen fassen, sich ebenfalls recht rasch verheiraten. Sie hat für diesen Zweck eine Freundin auf Lager und diktiert dem Jüngling den Antrag in die Feder. System Aubert von hinten. In dieser knalligen Rechenempfehlung geht es mit Ammut weiter — nach Residenz-Theater-Schema, nur daß die peinlichen Absichtlichkeiten der Mache bei dem ungeübteren Ensemble und dem gedehnten Tempo noch ein gut Teil ärgerlicher wiefen. Inbes es wurde gellatscht.

Die Courtelinesche „Kaffeehaus-Scene“, die voranging, brachte nichts als die Renommisiererei eines alten Schmierenspielers. Daß er dem Dikler mit einem Freibillet zahlt, ist die Pointe. Gelesen, mag die Geschichte passieren, in der Aufführung, wo das Ohr tropfenweise, ohne daß ihm das geringste geschenkt wird, Satz für Satz des Dialogs auskosten muß, verblüffe sie durch ihre Inhaltslosigkeit. —

**Musik.**

Wenn man aus der Geschichte aller Künste die bedeutendsten Höhenerscheinungen überschaut, so findet man, daß sie sich gründen auf ein Darstellen großer Inhalte in einer Formensprache, die dem mit ihr nicht Vertrauten anfangs leicht als eine Unnatürlichkeit erscheinen kann; es war dann alles darauf angekommen, diese Unnatürlichkeit so vollkommen in sich durchzuführen, daß sie als die höchste Natürlichkeit wirkt. So lang es jemandem einfällt, „einzuwenden“, daß die Wirklichkeit nicht so ist, wie sie der Dichter oder Maler oder Komponist giebt, fehlt es entweder an jener vollkommenen Durchführung oder an der Redeberechtigung des Einwenders. Und wenn es ein „Fehler“ sein sollte, dramatische Vorgänge in der unerkwarteten Formensprache einer tanzmäßigen Melodienkette wiederzugeben, dann passen wir nur ruhig die Kunst überhaupt ein! Eben diese Art der Wiedergabe ist das Grundprincip dessen, was wir als die „italienische Oper“ kennen. Principell genau ebenso berechtigt, wie irgend eine „recessionistische“ Malweise! Kommt also alles auf die vollkommene Durchführung und auf unsre Freiheit von Vorurteilen

Verantwortlicher Redakteur: Carl Feid in Berlin. — Druck und Verlag: Borchardt Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW

an. Gegen diese letzteren muß die „italienische Oper“ doch einmal energisch in Schutz genommen werden. Was uns sie verleidet, ist auch vielleicht weniger ihr Grundcharakter, als vielmehr ein Paar von weniger principiellen Umständen. Erstens ihre in sich unaußgebildete Musik. Bei Rossini, Donizetti, Bellini und selbst bei dem über sie hinausstrebenden Verdi in seinen drei hier in Betracht kommenden Hauptwerken „Migolitto“, „Troubadour“ und „Traviata“ ist eben die Musik im Einzelnen so minderwertig durchgearbeitet, daß wir nicht genug zum Glau ben an das Princip ihrer Formensprache geführt werden; und hätte Richard Wagner keine bessere Musik geschrieben, so würden ihm alle grundsätzlichen Nachfertigungen nichts helfen. Zweitens aber handelt es sich hier um die in jeder redenden Kunst nun einmal unvermeidliche Reproduktion. Und da darf man vielleicht sagen: in der ganzen „Traviata“ von Verdi, mit allen ihren Leiermelodien, steckt nicht so viel Wiber Sinn, wie in einer der Ausführungen einer italienischen Oper, die heute üblich sind. Nehmen wir als Beispiel die „Traviata“-Vorstellung im Theater des Westens vom vorgestrigen Dienstag: eine solche, das Werk geradezu zerförende Regie, und zum Teil auch eine solche Solifistenlangeweile muß das Werk diskreditieren! Anderswo wird es freilich nicht viel besser sein; nur daß ein solches Abkürzen durch Striche wie hier, das aus einem motivierten Ganzen abrupte Scenensetzen macht, nicht immer vorkommen wird.

Die Aufführung fand für einen Gast statt: Etta Madie de Montjau als Violetta. Die Sängerin ist im ganzen wohlgeschult; eiliche Unreinheiten und — in Facetönen der Höhe — Geprätheiten werden wohl nicht schwer zu überwinden sein. Sie hat etwas von dem, was wir neulich wieder an Joachim gerühmt: in einer nicht eben groß und stark zeichnenden Weise eine feine, zarte Nuancenverteilung eines geschmeidigen Tones. Sie spielt auch mit Nüchternheit, möge aber ihr manchmal noch ungraziöses und primitives Nebenspiel durch ein eignes Studium vervollkommen. Wie wir nun schon einmal gewöhnt sind, sang auch sie (als die einzige im Ensemble) italienisch. Doch schien mir durch ihre deutliche, vornehme Aussprache ihr Italienisch verständlicher als das Deutsche ihres Partners Oskar Braun, der sein lippigtes Stimmmaterial unbedeutlich und etwas roh behandelt, übrigens aber seine Töne der Tenorlage jetzt echter herausbringt, als da wir ihn vor einiger Zeit gehört haben. Der Rest sei Schmeißen.

Zu den Rücksichtslosigkeiten der landläufigen Opernaufführungen gehören auch, wie wir zu rügen nie müde werden dürfen, die elenden teuren Textbücher, die da verkauft werden. Im Gegensatz zu ihnen fahren die Opernbücher Karl Friedrich Witmanns (bei Reclam) fort, sich als eine der ehrenwertesten literarischen Unternehmungen zu betätigen. Das 52., jüngste von ihnen, ist eben das der „Traviata“; auch dieses geradezu ein Stück der Entdeckung! Ob Direktion und Regie vom Theater des Westens auch nur einmal da hineingeblüht haben?

Auch andernso thäte ein Hineinblicken in die zur betreffenden Kunst gehörende historische Litteratur not. So vor allem bei unsern Koncertgebern. Zwei solche, die am Montag in der Singakademie auftraten, haben wenigstens einigermaßen weitergehende Materialkenntnisse bewährt. Die Klavierpielerin Helene Obronska spielte einiges weniger Abgegriffene, z. B. etliches von dem wahrlich noch mehr Beachtung verdienenden Adolf Jensen. Wir konnten sie bereits vor zwei Jahren anerkennen und fanden sie jetzt in eifrigem Fortschritt. Auch sie gehört nicht zu den groß Darstellenden und reicht manchmal selbst an Deutlichkeit nicht zu; aber sie spielt mit misfallischer Vernunft. Ueber ihre Gesangspartnerin Jutta Osmon ist schwer etwas zu sagen. Die Wahl einiger in einfachen Linien eindrucksvollen Lieder von Meisner war ein Verdienst; die Bemühung nach einem misfallenden Vorzuge (z. B. in „Soll ich ihn lieben“) war es auch; und einzelne hübsche Töne waren es ebenfalls. Sonst aber kann man dem Auftreten einer so wenig ausgebildeten Sängerin nur dringend widerraten. Ihre ganz unzureichende Bildung der Vokale scheint zum Teil auf Ausländertum zurückzugehen; das rechtfertigt aber nichts andres, als den Rat, darum desto länger die Ausbildung fortzusetzen, ehe man mit ihr das Publikum in Anspruch nimmt. —

**Humoristisches.**

**e. Amerikanischer Humor.** Ein vorsichtiger Mann. Warum geht der Mann dort auf den Eisenbahngleisen? Der Zug könnte kommen und ihn töten.“  
„Ja, aber ich vermute, daß der arme Kerl sich vor den Automobilen fürchtet.“ —  
**Die kleine Diplomatin.** Kleines Mädchen: „Bitte, Mr. Sanders.“  
Krämer: „Nun, liebe Kleine, womit kann ich Dir dienen?“  
Kleines Mädchen: „Mama schickt mich, ich soll für einen Dollar Kleingeld holen und am Sonnabendabend den Dollar bringen.“ —  
**Amerikanische Studenten.** „Diese Zeitung sagt, daß es an den großen Universitäten so viele hart arbeitende Studenten giebt.“  
„Ja, der Mann, der den Artikel geschrieben hat, muß gesehen haben, wie sie Fußball spielen.“ —  
**Der Schmeichler.** Er: „Respektvoll, aber manchmal haben die geößten Narren die schönsten Frauen.“  
Sie: „Du Schmeichler.“ —

Borchardt Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW